

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Die Liebe kann nicht hassen.

Die Liebe kann nicht hassen
Kann sie entsagen gleich!
Ihr bleibt ein treu Erinnern,
Das macht sie froh und reich.

Und war selbst herbe Täuschung
Der Liebe holder Traum,
Sie gönnt ihm doch im Herzen
Den allerersten Raum.

Sie fleht des Himmels Segen,
Ein freundliches Geschick,
Herab auf den der weckte,
Sie einst mit seinem Blick.

Johanna Steinbrenner.

Glück.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

[Nachdruck verboten.]

[Schluß.]

Niemand kam, der Doktor ging unter leise gemurmelten Entschuldigungsworten fort, sie stand allein, das Dienstmädchen war diskret verschwunden — kein Laut ringsum — sie meinte, ihr Herz klopfen zu hören. Von oben tönte ein leises Weinen in unbestimmten, unsicheren Tönen, dann eine beruhigende Stimme — und wieder alles still. Furcht und Scheu bannten sie an ihren Platz, sie ermaß plötzlich, wie fremd sie daheim geworden war, daß sich ihr keine der blank polierten Thüren öffnete, daß niemand die teppichbelegte Treppe herabeilte, um sie zu begrüßen.

Der Doktor kam zurück, wie erlöst schritt sie ihm entgegen.

„Folgen Sie mir, Ulrike, man heißt Sie willkommen.“

Und durch eine der schönen Thüren trat sie in ein elegantes Gemach mit tiefen Samtesseln, üppigen Portieren und weichen Fellen. Vor ihr saß, ihr die Hand hinstreckend, sie mit stummem Lächeln begrüßend, ihr Vater, nein, der Schatten ihres Vaters! Eine hagere, gebeugte Gestalt mit weißem Bart und gebleichten Haaren, mit müdem Ausdruck in den erschlafenen Zügen, mit traurigen, fast glanzlosen Augen, ihre zitternden Finger nach schwachem Drucke freigebend. Nein, nicht mehr ihr Vater! Körperlich und geistig verändert, gebrochen und den Gegensatz zu einst noch verschärfend durch die helle, modische Tracht, eine gesuchte, aufdringliche Eleganz, die an diesem Skelett lächerlich und abstoßend wirkte. Vater und Tochter

musterten sich stumm. Jeder fällte eine wenig hoffnungsvolle Kritik. Der alte Mann dachte: „Sie ist mein Kind, der Starrsinn blickt ihr unverändert aus den Augen“ — Ulrike mußte eine doppelte Empfindung niederzämpfen: über den Empfang und über den, dessen Stimme und Schritte sie einst mit Leben erfüllt hatten: nun ein gestürzter Gott, ein Adler, mit gebrochenen Schwingen.

Was konnte sie hier helfen und retten? Auch er schien dem Untergange geweiht zu sein und trotzdem kein liebevolles Wort für sie, nur die Härte, die Unnachgiebigkeit — von einst!

„Die Kranke schläft. Sehen Sie sich einmal das Kind an, Ulrike!“

Sie nickte, sah noch einmal den Vater fragend an, dann ging sie leise neben dem alten Freunde nach oben.

„Ein braves Mädchen sind Sie, Ulrike! O, wie ich alle verkehrte Tragik hasse — Sie fassen alles verständig an! Der Wagen fällt von selbst in sein altes Geleise zurück, sein Sie ganz unbesorgt.“

Hier oben herrschte atembeklemmende Ruhe, dieser erkünstelte Frieden, wie er Krankenhäusern eigen ist. Man weiß, in den Zimmern melden sich Leiden und Schmerzen laut und vernehmlich. Eine barmherzige Schwester steckte vorsichtig, das von der steifen, weißen Haube umrahmte Gesicht aus einem Thürspalt; bei Ulrikes Anblick zog sie sich zurück.



Der Spottvogel. Gemalt von E. Rau.

Im Kinderzimmer erhob sich eine dragonerhafte Alte aus ihrem Lehnstuhl, die Kaffeetasse in der Hand, von der sie sich nur in Notfällen trennte. Seit Jahren tyrannisierte sie die feinen Häuser der Stadt, wurde von einem zum andern gelobt und brauchte sich wegen des einmal bejegelten, vortrefflichen Rufes als Kinderfrau keine Mühe mehr zu geben, ihren Pflichten nachzukommen. Sie mußte alles am besten und ertrug nicht den geringsten Einspruch. Aber sie zu entlassen, hätte für Frau Else bedeutet, die Ehre des Hauses und die Wohlfahrt des Kindes gefährden: Frau Strauß gehörte nun einmal unabänderlich zu jedem freudigen Besuch ihres langbeinigen Betters. Mißtrauisch folgte sie Ulrike durch das Zimmer.

„Man immer sachte und nich son'n Zugwind machen,“ mahnte sie. Der Doktor knurrte wütend, Ulrike mußte lachen. „Und denn man nich so die Gardinens wegziehen — Kimmers sind ja zu empfindlich mit die Augen. Na, mi sehen Sie 'mal! Klein tüchtigen Jung, was?“

Da lag er, mit rosaroten Wäckchen, die kleine Nase etwas gerümpft, als witterte er fremde Nachbarschaft; die kleinen Hände mit gespreizten Fingern auf der Decke.

Frau Strauß hob sofort das Federbett und ließ seine kleinen Arme verschwinden.

„Decken Sie ihn doch nicht so unvernünftig zu,“ schalt der Arzt, „lassen Sie dem Kinde die Luft.“

Der grobknochige Tyrann schüttelte verächtlich den Kopf: „Wärme is bei Kimmern allens! Lassen Sie man gut sein, Herr Doktor, das muß ich doch wohl wissen.“

Ulrike hob bei diesen herausfordernden Worten den Kopf und sie und die Alte maßen sich mit vielsagenden Blicken. Eine Ahnung von bevorstehenden Kämpfen bis aufs Messer beschlich sie beide und der Strauß kehrte mit einem unbehaglichen Gefühl an seinen Napf zurück.

Ulrike bat sich ihr Mädchenzimmer aus als Wohnung. Else hatte es als Bodenkammer unverändert gelassen und allerlei Gerümpel darin aufbewahrt. Ulrike suchte sich die alten, roten Lehnstühle dazwischen heraus, den goldenen Spiegel, den Tisch, an dem sie geessen, bis an jenem Tage Else zuerst ihre zierliche Handarbeit darauflegte — in den alten Möbeln fand sie ein Stück Heimat wieder.

Sie machte sich bald eine Art Tagesordnung zurecht, die sich natürlich den Bestimmungen für die Kranke und das Kind anfügte. Sie war gegenwärtig, wenn der Kleine gebadet wurde, sie überwachte das Verabreichen und Bereiten seiner Milchflaschen, ohne sich um die drohenden und beleidigenden Einwendungen der Alten zu kehren. Sie nahm den Speisekammer Schlüssel an sich und beaufichtigte die Küche, sehr zum Verdruß der Mädchen, die ihre Eigenmächtigkeit in dieser herrinlosen Zeit geschickt ausgebildet hatten. Sie sorgte nach besten Kräften für den Vater, hielt auf die langentbehrte Pünktlichkeit und leistete ihm in den einsamen Abendstunden Gesellschaft. Sie sprach von Else mit wirklichem Mitgefühl, mit der traurigen Pflicht, ihn auf das Unabänderliche vorbereiten zu müssen. Aber er wollte sie nicht verstehen, er klammerte sich an jeden Hauch der Hoffnung, den die barmherzige Schwester ihn mitleidsvoll aus jener Leidenssituation herausbrachte, an ein aufmunterndes Wort des Arztes — es konnte ja nicht sein, es war ja unmöglich!

Was würde aus ihm, wenn sie ihn verließ, sie, die Sonne und Wärme in sein Alter hineingetragen, die ihm Jugend und Lebenslust zurückgerufen hatte in ihren weichen, jungen Armen, die ihm noch einmal mit überschäumendem Kelch die durstenden Lippen genekt hatte? Weshalb mußte sie welken und dahingehen in des Lebens Blüte, weshalb wurde dem Kind die Mutter, sie selbst dem Dasein entrissen, das sie doch über alles liebte? Nein, nein! Er wollte nicht sehen! Nicht die unbarmherzige Veränderung, die aus dem lächelnden, runden Gesicht allmählich einen Totenkopf schuf; nicht die Schwäche der abgemagerten Arme und Hände, die kaum noch ein Glas, eine Blume zu halten vermochten; nicht den ängstlichen Blick, mit dem sie in seinen Mienen forschte, ob er in Furcht sei, oder ob sein Lächeln und seine Trostesworte aufrichtiger Ueberzeugung entsprängen. Er wich dem gespannten Ausdruck aus, der in ihre Züge trat, wenn sie das Weinen des Kindes hörte — sie konnte seine Gegenwart nur noch auf Minuten ertragen — und ihm war, als brenne ein Wunsch aus diesen großen, glänzenden Augen, dem einzigen, was in ihr noch lebte. Nein, er wollte auch das nicht verstehen — was konnte sie ihm sagen wollen? Das Wichtige konnte später gesprochen werden, Wichtiges sollte um so weniger diesen im Schmerz verzogenen Lippen neue Qualen ver-

ursachen. Er verbarrikadierte sich hinter dem falschen Trost von Jugend und ursprünglicher Gesundheit, er wurde in seiner Selbstsucht taub gegen den einzigen Gedanken, der dieses arme Hirn immer von neuem aus seiner Lethargie riß und es fiebernd nach Hilfe suchte ließ für ihr Kind, ihr kleines Kind! Kranke sind scharfblickend; sie sah den Wechsel im Aeußeren ihres Mannes, sie gewährte seine Zerstreutheit, seine Unruhe, — wenn er auch ging, oder ihr folgte, was dann, was dann? O jemand, dessen festesten treuen Herzen sie ihr Kleinod anvertrauen konnte, in dessen Schutz sie es mußte, in aufopferungsvoller Pflege, umgeben von jenen tausend kleinen Zärtlichkeiten, die nur die Mutterliebe kennt — ihr Leben, ihr armes, qualvolles Leben gäbe sie für dieses Herz! Nicht ihr alter Vater, nicht ihr gebrochener leidender Gatte, nicht die in unzähligen Grillen und Launen vergrabene Tante — ein junges Herz, das sich liebend diesem kleinen, zarten Kinde hinneigte und es spielend verband für alle Zeiten, eine Mutter für ihr Kind!

Dann kam wieder das Fieber. Kastlose, wilde Träume jagten sich durch ihren Schummer, aus dem sie zu neuen Qualen, zu immer größeren Sorgen erwachte.

Eines Abends schlug sie die Lider empor; sie bewegte sich, niemand kam. Die Schwester glaubte sie fest schlafend und war zur Abendandacht fortgegangen, der einzigen Erholung, die sich diese entlagungsvollen Seelen gönnen. Das Nachtlicht malte einen kreisrunden Schein an die sonst dunkle Decke, sie hielt die Augen eine ganze Weile auf den hellen Fleck geheftet in müder Gedankenlosigkeit. Dann entsann sie sich ihrer Lage, ihrer Krankheit, des Kindes — eine namenlose Sehnsucht ergriff sie, seine kleinen Hände zu fühlen, das weiche Gesicht mit den Lippen zu berühren und die hilflosen, abwehrenden Bewegungen zu sehen. Sie bewegte den Kopf; niemand war im Zimmer und sie so ohnmächtig, so einsam. Große Thränen flossen aus ihren Augen und rannen brennend über die Wangen, sie hob nicht die Hand, um sie zu trocknen. Ganz leise rief sie in gebrochenen Lauten, die Thür öffnete sich und bittend sagte sie: „Das Kind, ach, nur einen Augenblick das Kind!“

Dann lag sie da, die Hände gefaltet, als bereite sie sich fromm vor zum Empfang eines großen, großen Glückes.

Ulrike zauderte: die Alte schlief fest in ihrem Stuhl, der kleine Junge sah sie erstaunt an, als sie sich über ihn beugte — sollte sie ihn hinübertragen? Da hatte sie ihn schon auf dem Arm, schlug die rosa Planeldecke rund um ihn und trat mit dem kleinen, sehr zufriedenen aussehenden Kinde in das Zimmer zurück.

Else sah nur auf das rosa Bündelchen, auf die Hände, die es sorgsam vor ihr niederlegten. Sie strich leise die runden Wangen, berührte die gekrümmten Fingerringen und dann hielten Mutter und Kind lange stumme Zwiegespräche, Aug in Auge.

Endlich sah die Kranke auf: da stand neben ihr ein schlankes Mädchen, die Hände verschränkt, ein strahlendes Lächeln auf den bleichen Wangen, die Augen verklärt auf das Kind gerichtet, so verklärt, wie nur eine Mutter auf ihr Liebstes blicken kann. Da war sie: Zukunft, Hoffnung — Gewißheit, die Erfüllung ihres heißesten, qualendsten Wunsches, jemand, der ihren Sohn lieben würde, wie sie ihn liebte.

„Ulrike,“ sagte sie mühsam, „Du wirst ihn lieben, Du wirst ihn niemals verlassen, versprich es mir — ihn niemals verlassen!“

Ulrike sank neben dem Bett in die Kniee und von ihren bebenden Lippen las die arme Mutter die Verheißung: „ihn niemals verlassen!“

Da legte sie sich in die Kissen zurück, ihr war, als habe sie nichts mehr zu thun auf Erden. Sie war erlöst.

Nach zwei Tagen starb sie.

Zur rechten Zeit war Ulrike zurückgekehrt: sie stützte mit liebevoller Hand den müden, alten Mann, der mit sehnsuchtsvollen Augen der Stunde entgegen sah, die ihn mit der Verlorenen vereinen würde; in ihren Armen ruhte das Kind geschützt vor dem ersten, grausamen Schlag, der sein Dasein traf. Sie verjöhnte den verstohlenen Sohn mit dem Vater, daß nicht diesem die Sterbestunde getrübt, jenem die Neue ein steter Begleiter sei. Und als sie von Lucie die Nachricht empfangen hatte, daß sie Konrad von Tonderns glückselige Frau geworden sei, da schrieb sie der Freundin:

„Mein Kind kann schon gehen und seine Wiege steht neben mir des Nachts. Wenn ich erwache, höre ich seinen sanften Atem, wenn ich die Hand ausstrecke, berühre ich seine kleinen, lieben Finger! Sage dem allherzumfangenden Gatten Konrad — er war zu Zeiten etwas neugierig! — ich sei nun glücklich, unendlich glücklich! Und sage Deinem Eheliebsten: niemand braucht ganz auf Glück verzichten, man muß es nur zu finden wissen!“



Ein Sommertraum.

Bade-Novelle von R. Eitten.

[Nachdruck verboten.]

In einem durch prächtige alte Nußbäume gebildeten Winkel des großen Gartens, der eine angenehme Zugabe zu dem Hotel des kleinen rheinischen Badeortes bildete, lag ein junges Weib in der Säugematte und blinzelte unter halb geschlossenen Lidern träge in die scheidende Sonne. Doch nur ein paar kurze Augenblicke, dann senkten sich die langen Wimpern vollends über die Augen, ein Paar runder, weißer Arme, welche die bauschigen Ärmel der leichten Sommerbluse willig freigaben, schoben sich unter goldblonde Flechten, und ein herzhaftes Gähnen verzog die Lippen der Ruhenden. Aber die Baronin Gertrud von Elsholz schlief nicht, sie träumte nur vor sich hin. Zuerst zankte sie mit ihrem Hausarzt, dem alten Berliner Geheimrat, daß er sie gerade hierher gesandt. Herr Gott, die Langeweile hier, das Spießbürgertum, dem man auf Schritt und Tritt begegnete! Und vor allem die Gesellschaft, die sich hier im Hause täglich mehreremale zur table d'hôte zusammenfand Ihr gerade gegenüber saß ein

Ausnahme nach ihr umgeschaut, waren ihr auch wohl dreist gefolgt, um eine Annäherung zu versuchen; auch im Ballsaal, den sie freilich in ihrer kurzen Mädchenzeit und der Abhängigkeit ihrer Stellung selten genug besucht, hatte es ihr nicht an Bewunderern gefehlt. Was war ihr von Männerlippen nicht alles in die Ohren geflüstert worden: Schmeicheleien, von den zartesten, poetischsten bis zu den plumpsten, Huldigungen, Liebesworte. Letzteren hatte das junge frühverwaiste, liebebedürftige Geschöpf erst wonnebebend, dann bestrizt, später mit kühler Aufmerksamkeit gelauscht. Sie wußte es ja nun längst, das Wort, auf das sie geharrt, das Wort, welches sie in naiver Mädchenunschuld für unzertrennlich von dem Begriff Liebe hielt! Das hohe Lied von der Liebe wurde ihr in allen Variationen in die kleinen Ohren gesungen, aber der Refrain: „Werde mein fürs Leben, mein Weib!“ war man ihr stets schuldig geblieben. Als er endlich erklang, kam er von Lippen, die längst verlernt hatten, Liebesworte zu flüstern. Sie war als Erzieherin hoch oben

rundlicher Herr, der entsetzlich viel aß und — o Schrecken! das Messer in einer Art brauchte, die zu den ernstesten Besorgnissen für seine behaglich schwankenden Lippen Anlaß gab. Rechts und links hatten zwei Schwestern Platz genommen, hohe, dürre Gestalten mit sorgenvollen Mienen, die sich schon in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft teilnehmend erkundigt hatten, ob sie es auch „mit dem Wagen zu thun hätte“, und ihr seitdem täglich so schauerbolle Berichte über diesen Feind ihrer jungfräulichen Tage lieferten, daß man sich wirklich wundern mußte, daß letztere es trotz alledem auf eine so respectable Anzahl gebracht. Dann war dort ein Kölner Fabrikant, der ehrwürdige Anekdoten erzählte und jede Dame flehentlich bat, nur ein einziges mal das Wort „Brummche“ zu sagen, um dann, wenn ihm erstaunt gewillfahrt wurde, unter schallendem Gelächter zu erklären, doch „dat bisher jar nit gewußt zu haben, daß die Fräulein Margareth oder Maria solch kleines Mündche habe.“

O, sie würde dem Geheimrat Schmoller ordentlich ausschelten; diese Dosis Langeweile, die er ihr verordnet, war dem doch zu stark. Es war ja richtig, sie war in dem letzten Winter ein wenig nervös geworden, ein wenig müde vom Tanzen, vom Theater, vom Mußt und Atelierbesuchen, und nicht zum wenigsten von diesem ewigen Sichdenhofmachen lassen. Mein Gott, wenn man Witwe, jung, nicht gerade häßlich und reich — vor allem reich — ist, kein Wunder, da ist man eben die Flamme, der die Falter zustreben. Oder — die junge Frau schlug einen Moment die Augen auf, die in dem zarten Gesicht mit dem rotblonden Gelock darüber fast frapperend wirkten, und verzog spöttisch die feinen Lippen — oder das goldene Kalb, um das heutzutage keineswegs nur die Söhne Israels tanze. O nein, diesen Tanz verstehen sie alle, selbst die steifsten und täppischsten. Und gräßlich, wenn man zu den Wissenden gehört, wenn man nicht einen Moment darüber im Zweifel ist, was ihnen so flinke Beine macht. O, die Baronin Elsholz hatte Erfahrungen! Sie hatte einst — acht Jahre sind es nun her — anders geheißen: Gertrud Werner, oder als sie ihr Lehrerinnengemahle rühmlich bestanden und in die Welt gegangen war, ihr Brot zu verdienen, einfach Fräulein Werner, aber häßlicher wie heute war sie darum nicht gewesen. Sicher nicht, denn die Herren, denen sie auf der Straße begegnet, hatten sich fast ohne



Jagleopard und Treiber in Indien.

nach Preußen, in einen Winkel hart an der russischen Grenze, gekommen. Der Gutsnachbar ihrer Herrschaft, Baron von Elsholz, ein fünfzigjähriger, frühverwitweter und kinderloser Mann, hatte sie kennen gelernt. Sein Herz, das lange geschlummert, war erwacht und er streckte die Hand nach der prangenden Rose aus, seinen Lebensabend damit zu schmücken. Da hatte sie das ersehnte: „Sei mein fürs Leben!“ endlich gehört, aber mit bangem Erschauern. Sie verehrte den Baron, den humanen, geistvollen Mann mit ganzem Herzen, aber er war dreißig Jahre älter als sie, trug die hohe Gestalt gebeugt, und im schmalen, edelgeformten Antlitz den unverkennbaren Ausdruck körperlichen Leidens. Aber — sie war arm, stand ziemlich allein in der Welt und an ein Glück, wie es ihr in ihren Mädchenträumen vorgeschwebt, glaubte sie nicht mehr.

So wurde sie denn Baronin Elsholz, und sie hatte es nie zu bereuen gehabt. Wohl war es recht einsam da oben in dem weltfremden Winkel gewesen, man hatte wenig Nachbarschaft, mit der sich als Verkehr rechnen ließ, und selten genug waren die Festräume des alten feudalen Baues, über dessen Portal sich zwei knorrige Stämme im Wappenschild kreuzten, für fröhliche Gäste geöffnet worden, aber doch hatte die junge Frau gute, fast glückliche Stunden in ihm und seinem Umkreis verlebt. Sie war in dem wundervollen alten Park umhergeschweift, wenn er im Lenzschmuck prangte, wenn selbst der glühendste Sommer ihm seinen erquickenden Schatten nicht rauben konnte, wenn der Herbststurm ihn durchbrauste, oder im Winter, wenn er sein glühendes Märchenkleid trug, freilich oft nur begleitet von Bahard, dem riesigen Bernhardiner, der ihr auf Schritt und Tritt folgte, seit das immer stärker auftretende Leiden des Baron letzterem jede anhaltende Bewegung verbot. Oder sie hatte vor dem funkenprühenden Kamin im niedrigen Stühlchen neben dem Gatten gesessen, seinen geistvollen Worten über Land und Leute gelauscht und sich von ihm in manches Gebiet von Kunst und Wissenschaft einführen lassen, das ihr bis dahin fremd geblieben war. Dann hatte sie wohl ihre junge warme Wange in seine kühle schmale Hand geschmiegt und ihm dankbar zugewinkt, wenn er sich ihr näher neigte und ihr zuflüsterte: „Nicht wahr, mein Liebling ist zufrieden?“

(Fortsetzung folgt.)

Wiedergefunden.

Novellette von Paul Blif.

[Nachdruck verboten.]

Die kleine Stuhuhre schlug zwölf. Das Frühstück war beendet und das Ehepaar erhob sich; schon während der ganzen Zeit der Tafel hatten sie nur das notwendigste geredet, und auch jetzt, als sie aufstanden, sagten sie nur kalte, höfliche Worte. Nun ging er in das Rauchzimmer und sie in ihr Boudoir.

Und draußen fiel eintönig der Regen nieder, er prasselte an die Scheiben und trommelte auf den Fensterblechen. Rings umher webten sich graue Nebel zu dichten Schleieren, und auf dem Straßenpflaster war eine Schmutzplage neben der andern. Fröstelnd hüllten sich die Menschen in ihre Mäntel, denn es war naßkalt und unangenehm.

In ihrem Boudoir saß die junge Frau am Kamin und sah in die Glut. Der behagliche elegante Raum war gut durchwärmt, die Herrin aber froh dennoch; sie hatte eine Felldecke übergelegt und um die Schultern ein Tuch genommen, aber trotzdem überließ es sie eiskalt. Sie nahm ein Buch auf und wollte lesen, doch ihre Hände zitterten und das Gedruckte schrammte vor ihren Augen. Und wieder schaute sie in die Glut, minutenlang so — das Buch fiel auf den Teppich — ihre Arme sanken schlaff herunter — in ihre Augen traten Thränen — — — noch nicht zwei Jahre verheiratet und schon einsam und verlassen — endlos waren ihre Thränen.

Und sie dachte zurück — freilich, es hatte ja auch so kommen müssen, jetzt war ihr ja alles klar, es konnte ja nicht anders sein! — und sie dachte zurück an die Zeit, da er gekommen war, sie als seine Frau an den Altar zu führen.

Er war der berühmte Mann, der Künstler, dem alle Welt huldigend zu Füßen lag, von den Männern beneidet und von den Frauen verhäßelt, er war der Sieger, wohin er auch kommen mochte, sprühend von Witz und Geist, der Weltmann mit den chevaleresken Manieren, der sich in jeder Lage spielend zurecht fand — und sie? Lieber Gott, sie war die Tochter einfacher Leute, die durch Glück und Thätigkeit schnell ein Vermögen erworben hatten; wohl war sie hübsch gewachsen und von blendender Schönheit, aber geistreich war sie nicht, und die Monchalanze einer Weltkame hatte sie auch nicht; zwar war ihre Erziehung eine tadellose gewesen, in ihren Athern aber floß Bauernblut, und eine leichte Schwermüdigkeit ihres Geistes hemmte ihre gesellschaftliche Entwicklung — ein Herz aber hatte sie, das warm fühlte und empfand, und so, in einfacher Begeisterung für alles Schöne, hatte sie den stolzen, berühmten Mann lieben gelernt, dessen Weib sie nun war.

Die ersten Monate ihrer Ehe waren ein Glück ohne Ende, der Sonnenschein des Glückes und der Lebensfreude leuchtete ihr entgegen, wohin sie auch gehen mochte mit ihm; er war der Mann, für den sie ihn gleich gehalten hatte, herzlich und gut, voll Takt und Zartheit und voll heißer, glühender Liebe — oft lebte sie dahin wie in einem schönen Traumlande. Sie durchstreiften die halbe Welt. Alle Schönheiten wollten er ihr zeigen, jeden Wunsch ihr erfüllen. Nach sieben Monaten erst kehrten sie heim in ihre Villa, die an Pracht und Luxus einem Palaste gleich. Und nun wollte sie zeigen, daß auch sie die große Dame der Gesellschaft spielen konnte. Ihr Haus ward der Sammelpunkt der vornehmen Welt, alles, was Ruf und Namen hatte, wurde geladen, ein Fest glänzender als das andere, und sie strahlend in Pracht und Schönheit an der Seite des berühmten, gefeierten Künstlers — das waren Triumphe für sie, nach denen sie lange gedürstet hatte.

Eine Zeit lang sah er das ruhig mit an und freute sich an der naiven Freude, die sie dabei empfand, dann aber, als der Trubel immer bunter wurde, als sie beide abgespammt und nervös wurden, machte er ihr Vorstellungen, zart aber ernsthaft, daß ihr Leben so nicht fortgehen könne, wenn man dabei sich nicht aufreiben wolle. Davon aber wollte sie nichts wissen. Sie war jung und hatte bisher noch nichts vom Leben gehabt, sie wollte nun auch 'mal den Freudenbecher bis auf die Reige genießen. Und wieder gab er nach. Aber er that es nur ungern, denn er fühlte, wie diese Jagd nach Vergnügungen sie mehr und mehr abspannte und sie innerlich einander entfremdete, und dann auch hielt es ihn ab von seiner Arbeit, mit der er es bitter ernst nahm. So entstand die erste leise Verstimmung bei ihm. Doch er bezwang sich energisch, ließ nichts davon merken, wenn schon er mehr und mehr dadurch gereizt wurde.

Sie aber merkte nichts von alledem. Sie tollte und jubelte weiter, ließ sich feiern als die schöne Frau des berühmten Mannes und freute sich der Huldigungen, die man ihr und ihrem Reichthume darbrachte.

Endlich aber ertrug er es nicht länger mehr. Und eines Tages erklärte er ihr ernsthaft und energisch, daß dies Leben jetzt aufhören würde, da er es wünsche.

Starr und entsetzt sah sie ihn an. Der herbe Ton und das Gereizte in seinen Worten verletzte sie tief und erweckte ihren Widerspruch. Sie gab eine ebenso energische Antwort, daß sie sich derartige Vorwürfe ein für alle mal verbitte, und daß sie gewohnt sei, zu thun und zu lassen, was sie für gut hielt. Darüber wurde er noch erbitterter, gab wiederum eine gereizte Antwort. Ebenso auch sie. Und endlich erklärte er in ehelichem Tone, daß er Herr im Hause sei, und daß sie zu gehorchen habe. Jetzt aber hielt auch sie nicht mehr an sich, sprang auf und erklärte ihm mit drohender Haltung, daß sie sich eine derartige Behandlung nicht gefallen ließe, weil sie ein großes Vermögen eingebracht und deshalb auch Geld ausgeben könne, soviel sie wollte.

Das war der Bruch.

Mit finstrem Blicke, purpurrot im Gesicht, sah er sie an, erwiderte kein Wort darauf; aus seiner ganzen Haltung aber erkannte sie, wie tief sie ihn mit diesem Worte getroffen hatte.

Und von dem Tage an begann das neue Leben. Man lebte mehr als zurückgezogen. Niemals kamen Gäste mehr in das Haus. Es hieß: die Herrin sei nicht wohl und der Meister habe dringend zu arbeiten. Und er arbeitete auch wirklich, fieberhaft Tag und Nacht, denn jetzt wurde der Haushalt von dem bestritten, was er verdiente und die Zinsen ihres großen Vermögens lagen unberührt da und wurden zum Kapital gelegt.

Seit Wochen ging das nun schon so. Sie lebten neben einander wie zwei Fremde. Vor der Welt — wenn eine Festlichkeit nicht zu umgehen war — spielten sie Komödie, zu Hause aber, auf sich allein angewiesen, sprachen sie nur das notwendigste, und jeder blieb für sich. In den ersten Tagen nach dem Bruche hatte sie zu ihrem Manne sprechen wollen, ihm abbitten wollen, alles, alles, denn es war ihr ja längst leid, längst hatte sie ja erkannt, daß er Recht gehabt hatte — wenn sie aber seinen Blick sah, seine kalte Höflichkeit empfand, die sie so unendlich klein erscheinen ließ, dann empfand sie die Größe ihrer Schuld um so schwerer, und darum wagte sie kein Wort der Entschuldigung zu sprechen und zog sich zurück, angstvoll und verschüchtert, und schwieg und verzehrte sich in heimlichen Thränen.

Heulend segte der Wind durch den Schornstein und blies in die Glut des Kamins, daß die Funken sprühten und die junge Frau aus ihren Träumen aufwachte. Sie erhob sich und trat ans Fenster.

Noch immer fiel eintönig der Regen nieder, noch immer lagerten dicke Nebel in der Luft. Grau und trostlos sah es draußen aus, genau so düster wie bei ihr.

Aber da mit einem Male fiel ihr Blick auf ein Bild, das sie fesselte. Gegenüber war ein Neubau. Und dort unter den rohen Mauern, ganz versteckt in einer Ecke, dort saß ein junger Mauerergeselle mit seinem kleinen Weibchen, das ihm in einem Korbe das Mittagessen gebracht hatte. Die beiden Leutchen sahen sich liebevoll in die Augen, und dann — nachdem er untersucht, daß niemand sie sah — nahm er sein schmuckes kleines Weibchen in die Arme, und dann küßten und herzten sie sich, wie nur innig Liebende es thun können.

Und die junge Frau am Fenster sah es mit brennenden erregten Augen, und als sie sich endlich beschämt zurückzog, sank sie hin und weinte und schluchzte — — — was nützte ihr all ihr Reichthum, und all die Pracht, die sie umgab! Ach, sie hätte alles hingegeben für das Liebesglück, das sie eben erblickt hatte! — — — und sie umklammerte die Lehne des Sessels in krampfhafter Erregung und weinte und schluchzte, laut und bitterlich. — — —

Und in seinem Zimmer stand der junge Mann an seinem Fenster, auch er hatte die jungen Diebesleute draußen gesehen, und auch über ihn war die Sehnsucht gekommen, die Sehnsucht nach so heißer, inniger Liebe, wie er sie einst genossen hatte, aber ach, das war ja nun verloren für immer!

Seufzend ließ er sich nieder an seinem Schreibtische und versank in Nachdenken.

Seit Wochen wartete er nun auf das Wort der Abbitte, das sie sprechen mußte, wenn alles wieder werden sollte, wie es ehemals war — aber er wartete vergebens — sie kam nicht, stumm und trozig zog sie sich zurück, bis die Entzweiung größer ward von Tag zu Tag — und wie lange noch würde es dauern, dann war die Klust unüberbrückbar und dann war es aus, dann hatte er sie, die er einst so heiß geliebt, verloren für immer. Bei diesem Gedanken überfiel ihm ein Schaudern.

Ach, er liebte sie ja noch immer, ja, mehr noch jetzt als je vordem, er mußte es sich ja eingestehen! Aber er konnte doch nicht das erste Wort zur Versöhnung sprechen, nein! Das litt sein Stolz, seine Selbstachtung nicht, nein, nimmermehr!

Und er ballte die Hand zur Faust und stützte den Kopf daran, und starrte auf ihr Bild, das vor ihm stand, und so saß er lange in Nachdenken versunken.

Plötzlich fuhr er zusammen. Was war das? — Ein lauter Aufschrei, dann ein dumpfer Fall, dann Totenstille.

Mit einem Satz war er in ihrem Zimmer.

Da lag sie auf dem Teppich, bleich und in krampfartigen Zuckungen. Zitternd sprang er hinzu und hob sie auf.

Dann trug er sie auf das Ruhebett, kniete neben ihr und rieb ihr die Stirn mit kölnischem Wasser. Alles that er in atemloser Angst.

Und endlich öffnete sie die Augen und sah sich um mit erstaunten, verständnislosen Blicken.

Aber da streichelte er ihr Haar zärtlich und nannte ganz leise ihren Namen.

Und sie, wortlos, in süßer, heiliger Glückseligkeit, sie schloß ihn in ihre Arme und bat ab mit einem stummen, Liebe heißenden Blicke — — — und so fanden sie sich wieder.

Draußen aber fiel der Regen eintönig, endlos.

Abschied.

Ich fühl es wohl: wir müssen scheiden,
Ob sich das Herz auch sträubt, mein Lieb!
Das ist das Letzte, was uns beiden
Von unserm Glück noch übrig blieb.

Die Welt ist längst für mich gestorben;
Die Sonne schwand, der Stern verblich.
Ich hatt um diesen Preis erworben
Ruhlose Seligkeit — und Dich.

Nun muß auch das für mich erlassen —
Des Schicksals kalte Lippe sprichts —
Und schweigend wird mein Herz umfassen
Das finstre regungslose Nichts. Victor Blätghen.



Am Brunnen. Von H. Bever.

Die Rivalen.

[Fortsetzung.]

Roman aus dem Leben von Max Kempner-Hochstädt.

[Nachdruck verboten.]

Hier trat Herr von Hedberg ein und sagte: „Genug! Mache ihm den Abschied nicht allzu schwer, Gerda, denn es ist ja jetzt nichts mehr daran zu ändern. Reisen Sie mit Gott, mein Freund, das ist der einzige Wunsch, den ich Ihnen mit auf die Reise gebe. Ich erwarte Sie draußen.“

Er schritt wieder hinaus und nun mußte geschieden sein. Eine lange, innige Umarmung, in der sich die Lippen zu heißem, schier nicht enden wollendem Kusse fanden, dann noch ein kurzer, warmer Druck der Hände, und Renee entflo, während Gerda thränennden Auges zum Fenster wankte, um dem Geliebten so lange wie möglich nachzuschauen.

Am nächsten Tage hatte sich ein großer Kreis von Freunden der beiden Afrikareisenden auf dem Anhalter Bahnhof eingefunden. Gar ernst schauten die beiden Brüder drein, und besonders Roderich wurde ein bedrückendes Gefühl der Angst um den Bruder nicht los.

Während Baron Schneiders ausgelassen mit seiner Umgebung scherzte, hielten sich die beiden stumm umfängen.

Da — noch wenige Minuten bis zur Abfahrt. Der Schaffner mahnt zum Einsteigen. Noch einmal umarmen sich die Brüder, und dann sagt Renee leise:

„Roderich, ich empfehle meine Braut Deiner Obhut, während ich fern bin. Ich weiß, ich kann sie ja keinem besseren und treueren Menschen anvertrauen — denn Du hast sie ja auch geliebt.“

Schon ist er im Waggon, der Zug setzt sich in Bewegung, und während die Freundeschar die Davonfahrenden mit ihren Abschiedsgrüßen und Jubelrufen begleitet, blickt Roderich starr vor sich nieder und murmelt leise vor sich hin, gedankenlos wiederholend: „Ich habe sie auch geliebt? — Barmherziger Gott, und ich liebe sie noch!“

VI.

Man wird sich noch erinnern, welches Aufsehen die Forschungsreise der beiden kühnen Männer in der ganzen gebildeten Welt erregte, und mit welcher Spannung man all' die spärlichen Nachrichten erwartete, die den Fortschritt ihres Unternehmens verkündeten. So lange sie sich noch auf der Seereise und späterhin an der Küste befanden, erhielten sowohl Gerda wie Roderich regelmäßig von Renee Briefe, worin er ihnen über seine Thätigkeit und über seine Pläne ausführlich berichtete. Als sie jedoch von der Küste in das Innere abmarschiert waren, gelangten nur noch wenige Schreiben an sie, und schließlich hörte auch diese Verbindung auf, so daß sie sich nur damit trösten konnten, daß eine nicht allzu ferne Zukunft den dunklen Schleier, der über Renees Verbleiben gebreitet war, lüften werde. Renee hatte Gerda noch zuletzt geschrieben, daß sie eine große Anzahl von Sanftbarleuten und Kronegern angeworben hätten. Zum Schluß teilte er ihr mit, daß er sich ein Tagebuch angelegt habe, in dem er alle wissenschaftlichen Beobachtungen sorgfältig eintrage, und gab ihr einen kurzen Auszug daraus. Das war das letzte Lebenszeichen, das sie von ihm erhielt. Nun vergingen Wochen, ohne daß sie das Geringste von ihm vernahm, lange Wochen voll banger Sorge, voll Befürchtungen und Niedergeschlagenheit und dann wieder belebender Hoffnung.

Eines Tages bekam Roderich ein Billet von Gerda, worin sie ihn zu einem Rendezvous am Goldfischeich bestellte. Mit Herz-Klopfen betrachtete Roderich diese feinen, zierlichen Züge und mit geheimem Schrecken dachte er an eine Begegnung mit diesem Mädchen, die für ihn auf immer verloren war und der er nichts anderes sein durfte, als ein Bruder.

Trotzdem stand er zur bestimmten Zeit an dem angegebenen Punkte, und nicht lange dauerte es, so sah er ein helles Kleid durch das Grün der Bäume schimmern, und Gerda trat ihm entgegen, liebreizender denn je. Sofort reichte sie ihm die Hand und sprach: „Sie werden sich wundern, Herr Doktor, daß ich sie hierher bestellte, doch ich kann meine Unruhe nicht länger bezwingen. Seit mehr als vier Wochen bin ich von Renee ohne jede Nachricht und ich vermute fast, daß seine Briefe verloren gegangen sind.“

„Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Roderich, der sie kaum anzuschauen wagte, „mir ergeht es ebenso wie Ihnen. Und das ist ja auch kein Wunder; er ist jetzt im Innern und von aller Kultur abgeschnitten.“

„O, Sie glauben gar nicht, in welcher fürchterlicher Angst ich um ihn schwebel!“

„Hier giebt es nur eins,“ entgegnete er, „die Hoffnung nicht sinken lassen! Die meisten jener kühnen Helden sind unversehrt heimgekommen, warum also nicht auch Renee!“

„Wenn ich Sie so reden höre,“ sagte sie, indem sie ihn voll in's Auge blickte, „dann fühl' ich mich wunderbar getrübt. — Roderich, — nicht wahr, ich darf Sie doch so nennen, den Bruder und treuesten Freund meines Bräutigams — ich bitte Sie, be-

suchen Sie uns öfters und reden Sie mir von ihm, dem Heißgeliebten! Versagen Sie mir nicht den armseligen Trost, ohne den ich verzweifle.“

Der junge Mann mußte es versprechen, trotzdem er nur zu gern die verführerische Nähe Gerdas gemieden hätte.

So vergingen Wochen und Monate, ohne daß die Zurückgebliebenen das Geringste über das Schicksal Renees erfuhren.

Eines Abends sollten sie von anderer Seite Nachricht erhalten, die durch ihre Unbestimmtheit den Funken banger Zweifel und vager Befürchtungen in ihrem Herzen zu hellem Brande entfachte. In den gelesenen Blättern befand sich unter telegraphischen Depeschen die lakonische Kabelnachricht aus Loanda: „Der Afrikareisende Baron Schneiders ist an die Küste zurückgekehrt!“

Roderich, der seit kurzer Zeit seine Stellung als Assistent aufgegeben und sich als selbständiger Arzt niedergelassen hatte, hatte gerade seine letzten Patienten verabschiedet und wollte noch einige Krankenbesuche machen, als er seine Abendzeitung erhielt und sie einer flüchtigen Durchsicht unterzog.

Blötzlich las er jene sonderbare Nachricht. Wie von einer Tarantel gestochen, sprang er empor und blickte starr auf jene Zeilen. Was hatte das zu bedeuten? Baron Schneiders war an die Küste zurückgekehrt? Allein? Ohne seinen Bruder? Oder, wenn mit ihm, warum hatte man nicht auch seinen Namen genannt?

Tausend Gedanken durchkreuzten sein wirres Hirn, ohne daß er die Lösung dieses im höchsten Grade beunruhigenden Rätsels finden konnte. Hier gab es nur eins: Abwarten, bis nähere Nachrichten eintrafen.

Und sie sollten nur zu bald eintreffen.

Schon am nächsten Morgen erhielt er, in seinem Sprechzimmer sitzend, von Baron Schneiders eine Depesche folgenden Inhalts: „Tausung! Renee durch Neger ermordet! Näheres mündlich. Trösten Sie Gerda von Hedberg, Schneiders.“

Roderich war zu Boden geschmettert. Wie gelähmt saß er da, von furchtbarem Entsetzen und unennbarer Trauer erfaßt, und blickte stier auf die verhängnisvollen Zeilen. Dann aber schrie er jammernd auf; er ballte die Hände und ein wahnsinniger Groll erwachte in ihm gegen jenes eberne, unerbittliche Etwas, das man Schicksal nennt.

Das also war das Ende? Das Ende des Heißgeliebten! Dieses jungen Feuergeistes, der alle Gleichstrebenden an inneren und äußeren Vorzügen hoch überragte?

Heiliger Gott, und was würde Gerda zu dieser gräßlichen Botschaft sagen? Er wagte nicht daran zu denken.

Wie lange er so in starrem Hinbrüten gefesselt, er mußte es nicht. Ein leises Klopfen störte ihn auf. Seine Wirtschafterin erschien und meldete eine Dame.

„Ich empfangen heute keine Besuche,“ murmelte er gebrochen. Doch schon trat jene Dame herein — ganz in tiefes Schwarz gehüllt — Gerda.

Mit einem wilden Ausschrei stürzte sie auf ihn zu, und ehe er es verhindern konnte, brach sie ohnmächtig zusammen.

Nachdem er die wie tot Daliegende sorgsam auf den Divan gebettet und sie vermöge seiner ärztlichen Kunst in's Leben zurückgerufen hatte, machte sich ihr erschüttertes qualvolles Herz in einem Strom der bittersten Thränen Luft. Auch sie hatte eine Depesche ähnlichen Inhalts wie Roderich erhalten. Eine Depesche, die alle stolzen Luftschlösser zukünftigen Glücks in Trümmern warf.

„Renee ist tot,“ sagte sie, mit dunkel umrandeten Augen in's Leere starrend, „und damit hat auch mein Leben jeden Wert, jeden Reiz für mich verloren.“

VII.

Bald standen in den Blättern ausführlichere Berichte über das unerwartete Ende des hoffnungsvollen jungen Forschers. Soweit sich die Gerüchte bei dieser Entfernung kontrollieren ließen, war Renee von einem Kroneger, den er beim Diebstahl ertappt und nach einer derben Züchtigung entlassen hatte, im Schlafe mündlings erschossen worden.

Baron Schneiders war, durch den Lärm des Schusses erschreckt, hinzugekommen und hatte, von Wut übermannt, sofort an dem feigen Gesellen Exekution vollzogen. Dann war er mit dem Leichnam des Freundes nach der Küste zurückgekehrt, wo in Loanda vom deutschen Konsul eine eingehende Untersuchung des ganzen Vorfalls angestellt und hierauf der Tote der Erde übergeben worden war.

Das Gewehr, das der Kroneger bei seiner Unthat benutzte, war von dem Konsul in Verwahrung genommen worden, während er sämtliche Sabjesigkeiten Renees dem Baron Schneiders übergeben

hatte, um sie bei seiner Ankunft in Deutschland dem Bruder als einzigem Erben auszuhändigen.

Mit Spannung erwartete die ganze hauptstädtische Gesellschaft die Rückkehr des Barons, in der Hoffnung, von ihm noch nähere Einzelheiten über den graufigen Mord zu erfahren. Man pries ihn als den heldenmütigen Freund Renees, fand sein leidenschaftliches Verhalten beim Tode des Gefährten sehr begreiflich und menschlich schön, und es dauerte nicht lange, so war er von einem Nimbus umgeben, den er hätte selbst durch die wichtigsten Entdeckungen im dunklen Erdteil schwerlich erlangen können.

So war es denn erklärlich, daß, als er auf italienischem Boden landete, die Kunde hiervon auf telegraphischem Wege sofort nach allen Richtungen verbreitet wurde, und daß die Nachricht, daß er in den nächsten Tagen in der Hauptstadt eintreffe, bei der dortigen Bevölkerung geradezu Sensation erregte.

Nur zwei beteiligten sich nicht an der allgemeinen Lobpreisung, teils, weil sie zu sehr mit ihrem Schmerz beschäftigt waren, teils, weil sie die Veranlassung dieser plötzlichen Surraffimmung des Publikums nicht recht einzusehen vermochten. Roderich konnte sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, den Bruder auf ewig entbehren zu müssen, und Gerda war so fassungslos, daß sie sich oft halbe Tage lang einschloß, um den Verlorenen zu beweinen, eine Trauer, deren Heiligkeit selbst ihr Vater klug respektierte.

Auf die Nachricht von dem unseligen Ereignis war auch der alte Oberst spornstreichs nach Berlin gekommen, um seinem Neffen in dieser schwersten Zeit mit seinem Troste beizustehen. Auf alle mögliche Weise suchte er seinen Geist von jenen tragischen Ereignissen abzuziehen, was ihm allerdings vorläufig nicht recht gelang.

Eines Morgens stand in allen Blättern der Reichshauptstadt an hervorragender Stelle die bedeutende Meldung verzeichnet:

„Gestern Abend traf der berühmte Afrikareisende Gonzalez Baron Schneiders hier ein und wurde von einer glänzenden Versammlung von Männern der Wissenschaft enthusiastisch in Empfang genommen, die ihn im Triumphe nach dem Hotel Kaiserhof, allwo er logiert, geleiteten. Wie wir hören, beabsichtigt derselbe, schon in den nächsten Tagen im Architektenhaus einen Vortrag zu halten und darin der Öffentlichkeit ein Bild von seiner Reise, seinen wissenschaftlichen Entdeckungen und auch dem Tode seines Freundes zu geben, welcher dem so glänzend begonnenen Unternehmen ein plötzliches Ende bereitere.“

Roderich saß gerade mit dem Onkel beim Morgenkaffee, als er jene Notiz las und zugleich dem Oberst davon Mitteilung machte. „Selbstverständlich sind wir anwesend!“ sagte der Onkel.

In diesem Augenblicke wurde er von der Wirtschafterin unterbrochen, die Roderich ein zierliches Kärtchen überreichte, auf dem geschrieben stand: „Gonzalez Baron Schneiders.“

Ueberrascht sprangen die beiden empor, und Roderich gebot, den Besuch einzuführen.

Schon trat ihnen der Baron entgegen.

Sein Gesicht war bleich und, indem er Roderich den rechten Arm entgegenstreckte, um den ein breiter Trauerflor geschlungen war, sagte er mit feierlicher etwas vibrierender Stimme: „Mein tiefstes Beileid, Herr Doktor, ich hätte nicht geglaubt, daß wir uns so wiedersehen würden.“

Nachdem Roderich ihm seinen Onkel vorgestellt hatte, erklärte ihm der Baron den Zweck seines Kommens.

„Natürlich,“ sagte er, „war ich dem Bruder meines teuren entschlafenen Freundes meinen ersten Besuch schuldig; außerdem aber habe ich, wie Sie vielleicht schon aus den Zeitungen wissen werden, von dem deutschen Konsul in Loanda den Auftrag erhalten, Ihnen Renees Eigentum auszuhändigen. Hier ist die vom Konsul beglaubigte Aufstellung aller Gegenstände, und ich bitte Sie, dieselben umgehend von mir abholen zu lassen.“

Mit schmerzlichen Gefühlen überflog Roderich die Liste, auf der all die notwendigen Dinge verzeichnet standen, die Renee vor seiner Reise hier gekauft hatte. Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

„Hier finde ich etwas nicht verzeichnet,“ meinte er, „von dem er mir noch in seinen letzten Briefen schrieb, und das mir das teuerste seiner ganzen Hinterlassenschaft war.“

„Und das ist?“ fragte der Baron forschend.

„Sein Tagebuch, Herr Baron!“

„Sein Tagebuch?“ rief Schneiders verwundert, „aber natürlich, ich habe es selbst in seinen Händen gesehen. Er pflegte darin regelmäßig alle seine wissenschaftlichen Beobachtungen aufzuzeichnen. Aber das wäre doch zu schade! Und es steht wirklich nicht darauf?“

„Nein, überzeugen Sie sich selbst!“

„Das wäre ein unersehlicher Verlust für die Wissenschaft!“ sagte der Baron lebhaft. „Ich werde jedenfalls sofort mit dem Konsul in Verbindung treten, ob es nicht vielleicht in Loanda zurückgeblieben ist. Sie kommen doch zu meinem Vortrag, Herr Doktor, nicht wahr? Und auch Ihnen, Herr Oberst, sende ich eine Einladungskarte. Doch nun müssen Sie mich entschuldigen, da ich noch andere Besuche zu machen habe.“

Nachdem er gegangen war, äußerte Roderich: „Es scheint, daß das Tagebuch verloren gegangen ist.“

„Oder in unrechte Hände gefallen!“ setzte der Oberst knurrend hinzu.

„Wie meinst Du das?“ fragte Roderich.

„Ja, Bomben und Granaten, glaubst Du, daß ich diesem schwarzäugigen Satan über den Weg traue?“

„Onkel, Du beleidigst einen Kavaliere!“

„Ach was, Kavaliere,“ prustete der Oberst.

„Der Kerl hat ja ein konfisziertes Gesicht. Trau' meiner Menschenkenntnis, Roderich! Dreißig Jahre lang hab' ich tagtäglich mit hunderten von Leuten zu thun gehabt. Der Mann da kann mir mit seinen hochtönenden Phrasen absolut nicht imponieren. Mir nicht!“

„Ich weiß garnicht, warum Du so aufgebracht bist?“ entgegnete der junge Arzt kopfschüttelnd. „Mir ist er ja auch nicht sympathisch, aber so weit, wie Du gehst —“

„Qui vivra, verra!“ schnitt ihm brummend der Oberst das Wort ab.

Während dieses Zwiegesprächs war der Wagen des Barons zu dem Hause des Herrn von Hedberg gefahren. Der alte Hedberg, der noch bedrückter und bekümmter als sonst ausah, empfing ihn aufs freudigste.

„Sie sendet mir der Himmel,“ sagte er mit eigentümlich müder, schleppender Stimme. „Ich war gerade im Begriff, an Sie zu schreiben und Sie zu einer wichtigen Unterredung einzuladen.“

„D!“ rief Schneiders, „hoffentlich handelt es sich um einen Dienst, den ich Ihnen erweisen kann?“

„Ja, mein Freund, darum handelt es sich.“

„Seien Sie versichert,“ entgegnete der Baron mit ruhiger Stimme, und in seinen Augen blitzte und funkelte es, „daß ich nichts sehnlicher wünsche, als Ihnen dienen zu können. Wie befindet sich Ihr Fräulein Tochter?“

„Gerda trauert noch immer um Ihren Freund und Begleiter. Und sie thut dies in einer Weise, die mich ängstlich besorgt macht. Sie werden uns doch von nun an wieder häufiger besuchen? Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn es Ihnen gelänge, meine arme Tochter zu zerstreuen, und sie von ihrer übertriebenen Trauer abzulenken.“

„Seien Sie überzeugt, Herr von Hedberg, daß ich mir die redlichste Mühe geben werde.“

(Fortsetzung folgt.)

✻ Allerlei. ✻

Wie Albert Wolff, der einst vielgenannte Feuilletonist, sein erstes Honorar erhielt, weiß eine Zeitschrift zu erzählen. Sein erstes Feuilleton war gedruckt worden, und er hoffte, dafür hundert Francs bei der Kasse des „Figaro“ zu erheben. Als ihm indessen statt der erwarteten Summe nur 37,50 Francs auf den Tisch gezahlt wurden, weigerte sich der junge Mann, diesen Betrag in Empfang zu nehmen, und befahl dem Kassierer in erregtem Tone, Herrn Willemessant mitzuteilen, daß er ihm den Artikel schenke! Er war nämlich überzeugt, daß der Herausgeber sofort zu ihm schicken würde, um ihm mit einer Entschuldigung eine größere Summe anzubieten. Natürlich geschah das nicht, und Wolff, der keinen Sou besaß, sah mit Bangen die Speisestunde herannahen. Sein Selbstgefühl war von Hunger beträchtlich herabgemindert worden, und er entschloß sich, an Herrn Willemessant zu schreiben. Der Brief lautete: „Sehr geehrter Herr! Wie ich soeben erfahre, hat sich heute Mittag ein Beiträger in Ihrem Kassenbureau eingefunden, um das für mich bestimmte Honorar (37 Francs, 80 Centz., gleich drei Sous die Zeile) zu erheben. Da er offenbar der Ansicht war, daß das Honorar 100 Francs betragen würde, verschmähte er es, einen so geringen Betrag zu nehmen. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich diesem Vorgange vollkommen fern stehe, und bitte Sie, mir durch den Ueberbringer die 37 Francs

80 Centz. gütigst senden zu wollen. Auf die Höhe des Betrages lege ich kein Gewicht: die Hauptsache für mich ist und bleibt die Ehre, in Ihrem Blatte mich eingeführt zu haben. Dieses Benutzen ist mir teurer als alle Schätze der Welt.“ Nach einer halben Stunde erhielt Wolff das Antwortschreiben Willemessants, welchem eine 100 Francs-Note beigelegt war: 37 Fr. 80 Centz. für den Artikel und die übrigen 62 Fr. 20 Centz. für den Brief, wie Willemessant in dem Schreiben sagte.

✻ Unsere Bilder. ✻

Am Brunnen. Der Andreas hat keinen schlechten Geschmack, wenn er die Lohmüller-Leni als das schönste Mädchen im Dorfe bezeichnet und jede Gelegenheit, die ihn mit Leni zusammenführt, reichlich auszunützen sucht. So auch heute! Er will nach dem Gamsgraben am Mitterhorn und trifft an des Dorfes Ende die Leni am Brunnen vor dem Waschtrog. Es entspinnt sich natürlich sofort ein eifriges Gespräch und als Leni ihre tiefe Besorgnis um den magenmütigen Jäger verrät, schaut er sie glücklich an und stellt eine hochwichtige Frage an sie. Leni blüht errötend zur Seite, denn hier, von geschwätzigen Nachbarn umgeben, ist nicht der Platz, dem Andreas auf seine Frage zu antworten. Aber ihre selig leuchtenden Augen sind ihm Antwort genug.

Jagdleopard und Treiber in Indien. Vielfach jagt man in Indien die Antilopen mit dem Jagdleoparden. Der Jagdleopard oder richtiger Gepard bildet seiner Struktur nach einen eigenartigen Uebergang vom Raubgeschlecht zu dem Hunde. Der Kopf mit seinen Fangzähnen ist unzweifelhaft der einer Raube, aber der langgestreckte Körper und die hohen Beine, deren Füße nur unvollkommene und in ihrer Beweglichkeit beschränkte Krallen aufweisen, scheinen mehr dem Hunde oder einem seiner Geschlechtsverwandten anzugehören. Der Gepard ist freilebend äußerst wild und bössartig. Man fängt ihn in Schlingen, und in der Gefangenschaft wird er bald so zahm und zutraulich, daß man ihn frei umhergehen läßt oder ihn einfach an einen Pfosten bindet. Da gut dressierte Jagdleoparden sehr kostbar sind, so wird in diesem so prunkliebenden Lande natürlich ein entsprechender Luxus mit ihnen getrieben. Man fesselt sie beispielsweise mit silbernen oder gar goldenen Ketten und ein Diener mit dem Pfauenwedel sitzt hinter ihnen und fächelt ihnen Kühlung zu. Will man sie zur Jagd gebrauchen, so werden sie auf einen leichten hölzernen Karren gesetzt, nachdem man ihnen vorher eine lederne Kappe über den Kopf gezogen hat. Das Jagdgesolge zieht nun die Karren mit den Leoparden hinaus, bis man einer Antilopenherde von ferne ansichtig wird. Alsdann nimmt man dem Gepard die Kappe ab. Das Tier duckt sich und kriecht mit dem Bauch an der Erde in einer der Antilopenherde entgegengesetzten Richtung fort. Im großen Bogen nähert er sich dann unter dem Winde den äußerst wachsamem Antilopen und springt kurz vor ihnen auf, um sich in der Gurgel der nächsten festzubeißen. Der Gepard reißt die Antilope nieder und saugt ihr das Blut aus. Gernach läßt er sich von seinem Wärter wieder ruhig an die Kette nehmen. Die Jagd mit dem Leoparden ist uralte, die frühesten Schriften der Perser erzählen, daß die alten Könige des „Sonneneiches“ diesem in der That fürstlichem Vergnügen ebenso gern und oft huldigten, wie der Falkenjagd, die gleichfalls als eine Erfindung, der persischen Nimrode angesehen wird.

☞ Gemeinnütziges. ☞

Billige, aber schwachhafte Sandtörtchen, die sich wochenlang frisch erhalten, stellt man her aus 500 g Mehl, 400 g Butter und 200 g gemahlenem Zucker. Die Masse wird gut geknetet, in die Formen gefüllt und in nicht zu starker Hitze gebacken.

Herrenkleidung zu reinigen. Um Herrenkleidung von Fettflecken, Staub und Schweiß zu reinigen, büstet man diese mit einer Mischung von 1 Teile Salmiakgeist und 2 Teilen Wasser recht scharf nach dem Strich, und zwar so, daß die Oberfläche des Stoffes vollkommen durchnäßt wird. Hierauf hängt man die Kleider recht glatt über eine Leine und läßt sie an einem schattigen Orte trocknen.

Vor der Schaubude.

„Hier ist zu sehen der allergrößte Mensch der Welt! Allerletzte Vorstellung heute!“ (Das Publikum schickt sich an, hineinzu-gehen.)

Schusterjunge: „Kinder, seid doch nicht so dämlich, und bezahlt det Entree; um zehne geht ja der Riese nach Hause, da köunt ihr'n ja alle gratis be-fieken!“

Der Bedant.

Oberlehrer (zu seiner Braut): „Wen oder was sagtest Du soeben, liebe Emilie?“

Schmerzliches Orakel.

Jüngling (der von einem Nebenbuhler geohrfeigt wird): „Sie liebt mich — liebt mich nicht — ach bitte, hauen sie doch noch ein einziges Mal zu!“

Druckfehler.

Sie merkte es wohl, das Ed-mund ihr von hinten über die Schulter hinweg bei der Handarbeit zusah, denn sie konnte deutlich seinen Bauch spüren.

Mißverständnis.

„Können Sie Madams Wunder-lampe?“

„Ach gehen Sie mir mit diesen Patent-Neuheiten, da brennt eine gewöhnlich schlechter wie die andere!“

☞ Lustiges. ☞

Während des Maurerstreiks.



(Zwei große Statfreunde treffen sich ganz unerwartet in ihrer Stammtneipe.)

A.: „Manu! Ich denke, Sie befinden sich schon lange in Wiesbaden?“

B.: „Gott bewahre! Wissen Sie denn nicht, daß hier der Aufenthalt jetzt am angenehmsten ist?“

A.: „Wieso?“

B.: „Weil hier nicht gemauert wird!“

☞ Nachtsich. ☞

1. Räffelsprung.

halt	gan	der	und	saß	wir	mei	lehrt	hen	giebt
Ei	iehn	bel	gen	heit	der	um	es	ne	mer
ent	ber	um	seh	stehn	jen	die	Tag	ein	ste
ihm	und	den	ne	sonst	so	auf	len	nim	Zeit
schwun	bald	ich	in			mir	La	ster	Wei
Ruß	nach	schon	ent			es	wohl	und	doch
ist	stohn	steh	oft	rol	noch	ge	die	ist	se
es	mit	ten	sind	Stun	ten	Rad	künf	gen	fest
wie	Tag	die	ich	dem	tig	den	ei	ich	die
hen	re	That	und	be	sich	ten	dann	stch	lan
Ein	Blut	ge	get	de	Wind	sie	Ber	ei	möcht

2. Betonungsbrätsel.

Es sprach der Neffe nach des Onkels Tod:
Mein — — niemand anzutasten wage!
Drum, die Ihr hoffet, überzeuge Euch:
— — das Testament noch heut am Tage.

3. Räffel.

Ist er darin, dann ist's ein Reich, das noch kein Auge hat erblickt,
Doch ohne er in Wort und Schrift es stets zu sein, nicht jedem glückt.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Der reinste Schatz in diesem ird'schen Lauf, was andres ist's, als un-befleckte Ehre?
2. Forti, Forti.
3. Segovia, Uberglaube, Bekassine, Negroponte, Tetrameter, Teupischore, Nehabeam, Amphibien, Endosmoie.
4. Herder (Erde), Werder, Werden.
5. Forti, Frost, Kost, Trost.

Zarte Andeutung.

Zimmerherr: „Frau Leh-mann, Sie sind wohl in Tier-schutzverein?“

Wirtin: „Ja, woher wissen Sie das?“

Zimmerherr: „Das habe ich heute Nacht gemerkt.“

Polizisten-Rapport.

„Als ich auf einem Patrouillen-gang um 1 Uhr nachts über den Marktplatz kam, sah ich, wie ein Student die Gaslaternen zer-trümmert. Nachdem dies ge-schehen war, trat ich auf ihn zu und untersagte ihm das. Der Student wurde frech und rief mir zu, ich sollte ihm den Buckel hinaufsteigen. Nachdem dies ge-schehen war, forderte ich von ihm seine Legitimationskarte.“

„Es wächst der Mensch.“

„Herrgott, wie die Zeit ver-geht! Wie lange ist es her, da ging ich noch in Anichosen, und jetzt bin ich schon zwei Semester fatisfaktionsfähig.“

Du ahnst es nicht!

A.: „Wissen Sie vielleicht, wer die „A h n e n“ geschrieben hat?“

B.: „Keine Ahnung.“

Allerdings!

„Merkwürdig, wie ein so junges Mädchen alt klingen kann.“